BAU-KULTUR

IN ZUSAMMENARBEIT MIT EURAC research

Das baukulturelle Selbstbewusstsein stärken

„Turris Babel“ wird zwanzig. Luigi Scolari, seit fünf Jahren verantwortlicher Chefredakteur der Südtiroler Architekturzeitschrift, spricht über sein Projekt und die Architektur in Südtirol.

Herr Scolari, wie steht es um die Südtiroler Baukultur?

Scolari: Die Globalisierung der Baukultur hat auch Südtirol erreicht. Mit der neuen EU-Wettbewerbsregelung leiten auch bei uns immer mehr ausländische Architekten Großprojekte. Das ist zum einen positiv, weil innovative Ideen ins Land kommen, zum anderen fragt man sich, ob all diese Planer die notwendige Sensibilität für die Südtiroler Bau- und Naturlandschaft besitzen. Wobei ich mich auch oft frage, ob alle Südtiroler Planer diese Sensibilität besitzen.

> „Wir dürfen die kleine Architektur nicht vergessen.“
>
> Luigi Scolari

Ist die Baukultur also gefährdet?

Scolari: Ganz so dramatisch sehe ich das nicht. Es gibt ja nicht nur Großprojekte. Wir dürfen die kleine Architektur nicht vergessen. Diese wird oft von globalen Modetrends erdrückt. Nicht immer sind die Planer im Stande, die neuen Ausdrucksmittel innovativer Materialien und Technologien richtig einzusetzen. Ich wünsche mir, dass Südtirols Baukultur wieder etwas mehr an Bodenhaftung gewinnt.

Zurück zu alten Wurzeln also?

Scolari: Verstehen Sie mich nicht falsch. Bodenhaftung heißt nicht, Altes ins Unendliche zu reproduzieren. Es heißt aber auch nicht, ein Wohnhaus oder einen Bauernhof mit verfälschten Formen, Proportionen und Materialien durch eine misslungene Interpretation der Tradition wiederzugeben.

Unter Bodenhaftung versteh ich ein gesundes baukulturelles Selbstbewusstsein. In den nordischen Ländern gibt es so etwas im Bereich Design und Architektur bereits. Südtirol hat gute Chancen, eine selbstbewusste Architektur zu entwickeln: Es besitzt Bautradition, hat im nationalen Vergleich gute Architekten und ist noch nicht so verschandelt wie die Poebene, wo sich ein grässlicher Industriebau an den anderen reiht.

Als Chefredakteur von „Turris Babel“ sind Sie bemüht, das Thema Architektur unter die Leute zu bringen. An wen richtet sich die Zeitschrift?

Scolari: Zunächst war „Turris Babel“ reines Mitteilungsblatt der Architektenkammer. Es war gespickt mit Fachinformationen. Im Zuge der Jahre wurde es immer mehr zum populärwissenschaftlichen Magazin, das heute nicht nur mehr von den Mitgliedern der Architektenkammer gelesen wird, die es nach wie vor viermal im Jahr frei Haus zugeschickt bekommen, sondern auch von interessierten Laien, die es seit kurzem auch in der Buchhandlung käuflich erwerben können.

Wer steht hinter der Zeitschrift?

Scolari: Wir sind eine Gruppe von rund 15 meist freiberuflichen Architekten. Die Arbeit ist ehrenamtlich. Seit 20 Jahren. Das find ich beachtlich. Die Zeitschrift wird von der Architektenkammer und der Architekturstiftung unterstützt.

Wie ist das Echo auf „Turris Babel“?

Scolari: Durchaus positiv. Nur wünsche ich mir, dass die Zeitschrift immer mehr Laien erreicht. Damit sie auch für Nichtexperten interessant ist, widmen wir seit zwei Jahren jede Ausgabe einem Themenkreis. Die aktuelle Nummer 66 etwa trägt den Titel „Plätze“. Wir recherchieren dann alle nur erdenklichen Perspektiven zum Thema und involvieren oft auch Spezialisten aus anderen Bereichen. Außerdem versucht „Turris Babel“ durch zusätzliche Events wie Vorträge, Lesungen und Konzerte das breite Publikum zu erreichen. Zum 20sten Geburtstag von „Turris Babel“ vergangenen Donnerstag gab es dann auch eine große Party auf dem Gerichtsplatz.

Das Interview führte Claudia Tappeiner

„Turris Babel“ – Eckdaten:

Erscheint: vierteljährlich

Auflagenzahl: 2800

Umfang: 80 Seiten

Erhältlich: in Bozen in der Architektenkammer, Buchhandlung Kolibri, MardìGras; in Meran bei Pötzelberger und in der Alten Mühle

NOTIZBLOCK

Ausstellungen
kunst Meran
Cul Zuffel e l'aura Dado (Architektur mit den Winden)
16. April bis 26. Juni Gion A. Caminada
Laubengasse Nr. 163

Im Rahmen von kunst Meran
6. Mai, 20 Uhr: Vortrag von Gion A. Caminada mit anschließender Diskussion
7. Mai, 20 Uhr: Liederabend: Ernst Krenek „Liederbuch aus den österreichischen Alpen“ op. 62, 1929, Georg Nigl (Tenor) und Gérard Wyss (Klavier)
16. Juni, 20 Uhr: Rätoromanisch: Gion A. Caminada lädt mit Leo Tuor und Flurin Caviezel zu einem Graubündner Abend

Stadtlabor Bozen
13. Mai bis 22. Juli
eine Initiative von: Lungomare Bozen (Manuela Demattio, Roberto Gigliotti, Carlotta Polo), Rafensteinweg 12, www.lungomare.org.

Über die Aufmerksamkeit in den kleinen Dingen

Wie kaum ein anderer versteht es der Graubündner Architekt Gion Caminada, mit der Landschaft und in die Landschaft zu bauen. Sein Heimatort Vrin, den er seit 20 Jahren maßgeblich mitgestaltet, hat zahlreiche Architekturpreise gewonnen. Im Mai und Juni stellt kunst Meran seine Arbeiten unter dem Titel „Cul zuffel e l'aura dado“ aus.

„Wirklich gutes Bauen in der Natur ist auf den ersten Blick nicht sichtbar, es ist selbstverständlich“, erklärt Gion Caminada (kleines Bild). Der Architekt gestaltet seinen Heimatort Vrin in Graubünden seit 20 Jahren aktiv mit (großes Bild). Foto Caminada/Vrin von Architekturfotografin Lucia Degonda

Wenn Gion Caminada über Bauen in der Natur spricht, erzählt er gerne vom Bauern Stefan. Der über 80-Jährige stammt aus dem Fünfzigseelendorf Cons in der Graubündner Gemeinde Vrin. Ist Gion Caminada dort unterwegs, trifft er ihn meist auf der geradlinigen Straße zwischen Cons und Vrin. Die beiden grüßen sich mit einem Rätoromanischem „bien gi“ oder „buna sera“, je nach Tageszeit, und reden übers Wetter. Stefan ist der lokale Wetterprophet. Im Gegensatz zu den Wetterexperten der SRG liegt er mit seinen Prognosen immer richtig. Seine Deutungen sind bodenständig. Bei Stefan hat jeder Windstoß einen Namen: zuffel dalla greina, darlun, l'aura dado. Die Namen hat er nicht erfunden, sie wurden ihm überliefert.

Stefan hat sein ganzes Leben im Dorf verbracht. Er ist Teil der Landschaft. Und so würde er niemals sagen, die Landschaft sei schön, wie dies etwa die Touristen tun. Für Stefan war sie nie schön. Sein Leben war ein ständiger Kampf mit ihr. Er musste jede sich ihm bietende Chance nutzen, um die Natur zu überlisten und ihr etwas abzugewinnen. Seine Begegnung mit der Natur und der Architektur ist alles andere als romantisch, sie ist rein praktisch. Wenn ein Stall funktioniert, darf er auch schön sein, wäre so ein typischer Spruch von Stefan. Sein Umgang mit seiner Welt hat eine Selbstverständlichkeit, die nur aus dem Leben selbst heraus entstehen kann. Diese Selbstverständlichkeit sei die oberste Voraussetzung für das Bauen in der Natur, erklärt Gion Caminada. Denn wirklich gutes Bauen in der Natur ist auf den ersten Blick nicht sichtbar, dafür aber selbstverständlich.

Dem preisgekrönten Architekten ist es gelungen, mit eben dieser Selbstverständlichkeit seinen Heimatort Vrin mitzugestalten. Über Jahre hinweg hat er die kleine Siedlung mit unspektakulären und doch sichtbaren Eingriffen sanft renoviert. Er hat dem Metzger ein neues Schlachthaus und den Bauern größere Ställe gebaut. Er hat der Gemeinde neben der Kirche eine Totenstube „Stiva da morts“ errichtet und – nach längeren Diskussionen mit der Schweizer Swisscom – sogar eine eigene Vriner Telefonkabine aus Holz entworfen, denn die herkömmlichen gelben Kabinen hätten laut Caminada so gar nicht ins Dorfbild gepasst. Alle Bauten hat der Architekt im typischen Graubündner Holz-Strickbau realisiert, den er in 20 Jahren weiterentwickelt und perfektioniert hat.

> „Ich setze mich mit Menschen und Landschaft auseinander, bevor ich überhaupt ans Bauen denke.“
>
> Gion Caminada

Dem Fachmann geht es bei der Realisierung seiner Bauvorhaben aber nicht nur um Architektur. Die sei, so Caminada, ein Produkt seines wirtschaftlichen, sozialen und menschlichen Engagements in der Gemeinde. In seinem Heimatdorf ist Gion in erster Linie Vriner und setzt sich als solcher massiv für eine nachhaltige soziale und wirtschaftliche Entwicklung der kleinen Gemeinschaft ein. Das heißt, auch für die Weiterentwicklung und den Erhalt der Landwirtschaft, des lokalen Handwerks und für neue Formen von Einnahmequellen, wie etwa den sanften Tourismus. Wenn Caminada baut, dann motiviert er das ganze Dorf, an seinen Projekten teilzuhaben: die Bauern, die Ingenieure, die Handwerker.

„Ich baue für die Menschen und mit den Menschen, aus deren Bedürfnissen heraus, in die Landschaft hinein und mit dem, was die Landschaft hergibt“, umschreibt Caminada seine Arbeit als Architekt. Vor seinem Architekturstudium an der ETH Zürich hat der Graubündner als Schreiner gearbeitet. Immer in Vrin. „Damals gab es keine spezialisierten Betriebe, die nur Tische oder nur Stühle herstellten“, erinnert er sich. „Wir haben ganze Häuser gebaut, aber auch Särge.“ Caminada war gerade sechzehn Jahre alt, als ihm sein Lehrmeister verkündete, dass er ihm beim Einsargen helfen müsse, also dabei, den Toten in den selbstgezimmerten Sarg zu legen. „Ich hatte schreckliche Angst“, so Caminada, „und musste am Schluss dann doch nicht mitgehen.“ Die Erinnerung an seine erste Auseinandersetzung mit dem Tod hat den Architekten auch noch während der Realisierung der Totenstube in Vrin beschäftigt. Genauso wie spätere Begegnungen mit dem Tod.

Der Bau unmittelbar neben der Dorfkirche entstand aus dem Bedürfnis der Dorfbevölkerung heraus, die Toten nicht mehr in den eigenen Wohnräumen aufzubahren. Realisiert wurde das Totenhaus als gemeinschaftliche Auseinandersetzung einer Ortschaft mit dem Thema „Ritual des Trauerns“. „Wir verdrängen heute ja alle den Tod“, erklärt der Architekt, „wollen den Verstorbenen so schnell wie möglich unter die Erde bringen, damit wir uns zurückziehen und mit unserer Trauer allein sein können.“ Dabei sei gerade in einer kleinen Dorfgemeinschaft das Ritual der Trauer unendlich wichtig, um den Tod als Teil des Lebens akzeptieren zu können.

Caminada hat lange gezögert, Bauprojekte außerhalb seiner Gemeinde in Angriff zu nehmen. Da er sich immer sehr intensiv mit den Menschen und deren Landschaft auseinander setzt, bevor er überhaupt ans Bauen denkt, lag ihm die Arbeit in und mit seiner Gemeinde nahe. Seit einigen Jahren zieht es ihn auch in die Fremde. Er hat kürzlich ein Mädcheninternat in Disentis (Graubünden) realisiert, mit Ortbeton, weil der in die Landschaft passt.

> Wenn ein Stall funktioniert, darf er auch schön sein.

Das Thema Globalisierung beschäftigt den Professor an der ETH Zürich. Sie eröffnet neue noch nie da gewesene Möglichkeiten für die Architektur, aber auch für ein kleines Bergdorf wie Vrin. Andererseits kann sie, wenn wir nicht aufpassen, die Welt eintönig und grau machen. Baukultur sei immer lokal an Orte und Traditionen gebunden. Ob ihn ein Großprojekt in der Stadt nicht dennoch reizen würde? Nicht wirklich. Er liebe die Aufmerksamkeit der kleinen Dinge, und die finde er in der Peripherie genauso. Neulich etwa habe ihn eine Schweizer Gemeinde um den Entwurf einer öffentlichen Toilette gebeten. Eine faszinierende Aufgabe! Sigrid Hechensteiner

Der Architekt und der Tod

Mit seiner Totenstube in Vrin will der Architekt Gion Caminada den Menschen das Trauern erleichtern.

Die Stiva da morts, Totenstube, von Vrin. Foto: Lucia Degonda

„Der Tod war schon immer ein Problem der Lebenden“, ist Gion Caminada überzeugt. Wir bewältigen ihn besser, wenn wir lernen, mit Trauer umzugehen. Diese Fähigkeit ist uns heute zum Großteil abhanden gekommen, weil es keinen Raum dafür gibt. Der Graubündner Architekt hat 2002 mit der Stiva da morts (Totenstube) in Vrin einen Raum oder besser gesagt mehrere Räume fürs Trauern geschaffen. Bevor die Stiva da morts überhaupt eine äußere Hülle hatte, plante der Architekt zusammen mit der Gemeinde die Innenräume. Was brauchen wir, wenn wir trauern?, hat er die Vriner gefragt: einen Raum, in dem der Tote aufgebahrt wird, einen Raum, in dem wir uns während der Trauerzeit begegnen und über allerlei Dinge des Lebens reden können, und einen Raum, in den wir uns zurückziehen können. Und so befindet sich im unteren Stock der Stiva da morts ein Aufbahrungsraum, und eine Treppe führt in den oberen Gang in den Aufenthaltsraum. Der Zugang zum Gebäude ist von zwei Seiten aus möglich, vom Dorf her in den unteren Stock oder vom Friedhof her ins Obergeschoss, weil Trauer im Grenzbereich zwischen der profanen und sakralen Welt stattfindet.

Der Standort der Stiva da morts wurde ganz bewusst gewählt. Als Ort des Übergangs zwischen Leben und Tod befindet er sich an der Grenzlinie zwischen Kirche und Dorf, direkt neben dem Friedhof. Der Übergang drückt sich auch in der Architektur des Baukörpers aus: Er ist einerseits eng mit der Topografie des Friedhofs verbunden, gliedert sich andererseits als Holz-Strickbau in den dörflichen Kontext ein. Dennoch hebt sich die Totenstube von den restlichen Wohnbauten ab, da es sich um einen doppelten Strickbau handelt, dessen Außenflächen gekalkt wurden. Der Komplex wirkt dadurch massiver und nähert sich rein optisch der Kirche an.

2004 erhielt Gion Caminada den Arge-Alp-Preis „architektur-formen-alpen-gestalten“ für sein baukulturelles Engagement in Vrin.